



Szene aus „Western Society“ von Gob Squad

FOTO: DAVID BALTZER

Jenseits der Heroen

Basler Dokumentartage zeigten Theater, das auf Irritation setzt und das Dokumentarische weit fasst

Die Aufführung in der Reithalle der Basler Kaserne startet vor einer Million Jahren. Während Jahreszahlen auf einer Leinwand im Bühnenhintergrund in die Gegenwart rattern, erscheinen aus uralten Nebeln vier Nackte und zwingen sich in schrille Glitzerklamotten aus Shopping-Tüten. Die schräge Anspielung auf Adam und Eva und die biblische Schöpfungsgeschichte eröffnet „Western Society“. Den epischen Bogen in die Evolution fokussiert die 2013 entstandene Performance aber zügig auf ein aktuelles Detail. Das 1994 gegründete deutsch-britische Kollektiv Gob Squad, das zur Avantgarde des postdramatischen Theaters gehört, hat dafür ein unbeachtetes Video auf Youtube herausgefischt. Dieses Szenario einer Karaokeparty in einem US-Kaff am Rand der westlichen Welt wird mit Hilfe von sieben im Zufallsprinzip im Publikum rekrutierten Akteuren nachgestellt.

Die Laien, die so unverhofft auf die Bühne geraten wie Menschen ins Leben, werden per Kopfhörer instruiert. Sie sind erkennbar ferngesteuert und fremdbestimmt, mehr Objekt als Subjekt – partizipativ perfekt kreierte Beispiele moderner Individuen. Auf anderen Ebenen des Stücks lassen die vier Performer mittels biografischer Schnipsel und provokanter Ja-Nein-Fragen à la heißem Stuhl weitere Facetten westlicher Gesellschaften aufpoppen. Doch was haben die mit dem Youtube-Video zu tun? Sind das realistische Interpretationen oder reine Fiktionen? Wie und welche Realität erzeugen solche Dokumente überhaupt? Der Frage gingen Boris Nikitins Basler Dokumentartage unter dem Titel „It's the Real Thing“ mit diesen postdramatischen Ansätzen nach – und Gob Squad formen daraus einen Zerrspiegel der „Western Society“.

Im Zentrum der um Gesprächsformate, Musik und Kunst ergänzten vierten Ausgabe des Festivals stand das Thema der Verwundbarkeit. Er wolle der dominierenden Kultur des Zorns, der Empörung und Misstrauens etwas entgegensetzen, erläuterte Nikitin im Vorfeld. Der Begriff des Dokumentarischen wurde in diesen Entgegensetzungen meist ähnlich elastisch ausgelegt wie in „Western Society“. Irritierend und schwer erträglich zum Beispiel in Markus Öhrns, im Keller der Kleinbasler Bar „Klara“ präsentierte Performance „Häusliche Gewalt“. Diese beleuchtet zu live gespielter klassischer Klaviermusik, dem Inbegriff des „sittlich Guten“, die Abgründe einer Beziehung.

Das Paar agiert als Gefangene seiner Rollen

In der fünfstündigen Dauerschleife reproduziert ein maskiertes Paar das Spiel von Begehren und Verweigern, von kommunikativer Ohnmacht und ohnmächtigem Verzeihen in einer sich steigenden Gewaltspirale, deren Drastik die Betonwände, Schächte und Rohre des Kellers verstärken. Ist es zunächst das impulsiv ins Maskengesicht geschüttete Glas Wein, wird es später das zornig mitsamt Geschirr herabgerissene Tischtuch und schließlich übergreifiger Sex in dem zum Schlachtfeld mutierenden Bühnenbild aus Selbstbau-Möbeln – ein Alltagsszenario, das im verfremdeten Setting zeigt, wie verwundbar jeder und jede im Alltag ist und die Frage aufdrängt, warum dieses Paar beim wechselseitigen Wundenschlagen wie Gefangene seiner Rollen agiert.

Einen weiten Begriff des Dokumentarischen hat auch das 2011 gegründete Hildesheimer Kollektiv Markus & Markus,

dessen Produktion „Zwischen den Säulen“ im Birsfelder Roxy zu sehen war. Das Stück nähert sich szenisch und mittels Videos an Schauplätzen wie Mekka dem Islam aus scheinbar naiver Perspektive. Als Gerüst des Grundkurses dienen in Anlehnung an die fünf Akte klassischer Dramen dessen fünf Säulen (Fasten, Spenden, Pilgern, Beten, Glauben). Im Ergebnis konfrontiert die Fiktion und Dokumentation verschmelzende Pilgerreise als unterhaltendes Reality Theater mit dem Islam und westlichen Vorurteilen. Mitunter dominiert zwar die Lust am Klamauk der konvertierenden Protagonisten, aber es wird auch aufgeklärt – wie im Sprachkurs, der arabische Wurzeln hierzulande üblicher Begriffe wie Safari und Razzia aufzeigt.

„Elegy“ von Gabrielle Goliath, das in der Theodorkirche zu sehen war, lotet Grenzen des Dokumentarischen anders aus. Fakten zu der auf Hass-Verbrechen anspielenden Arbeit liefert ein vorweg verteiltes Textblatt, das über die 2018 in Südafrika tot und verstümmelt gefundene Transgender-Frau Kagiso Maema informiert. Das Geschehen beschränkt sich auf ein von sieben Performerinnen vorgetragenes einstündiges Requiem an- und abschwellender Töne, ein meditatives Klageritual, das einen Hallraum kreierte, der Trauer als Ausdruck der Verwundbarkeit fassbar macht – eine weitere Form eines Theaters gezielter Irritation, das so Realität reflektiert. Wie das Dokumentartheater der 1960er-Jahre erzählt es Geschichten, die in den Mainstream-Diskursen ausgeblendet werden. Der Blickwinkel aber ist anders: Nikitin & Co. setzen nicht an abstrakter Theorie an, sondern an individuellen Erfahrungen. Das offenbart die Verwundbarkeit jenseits der heroischen Perspektiven. **Michael Baas**